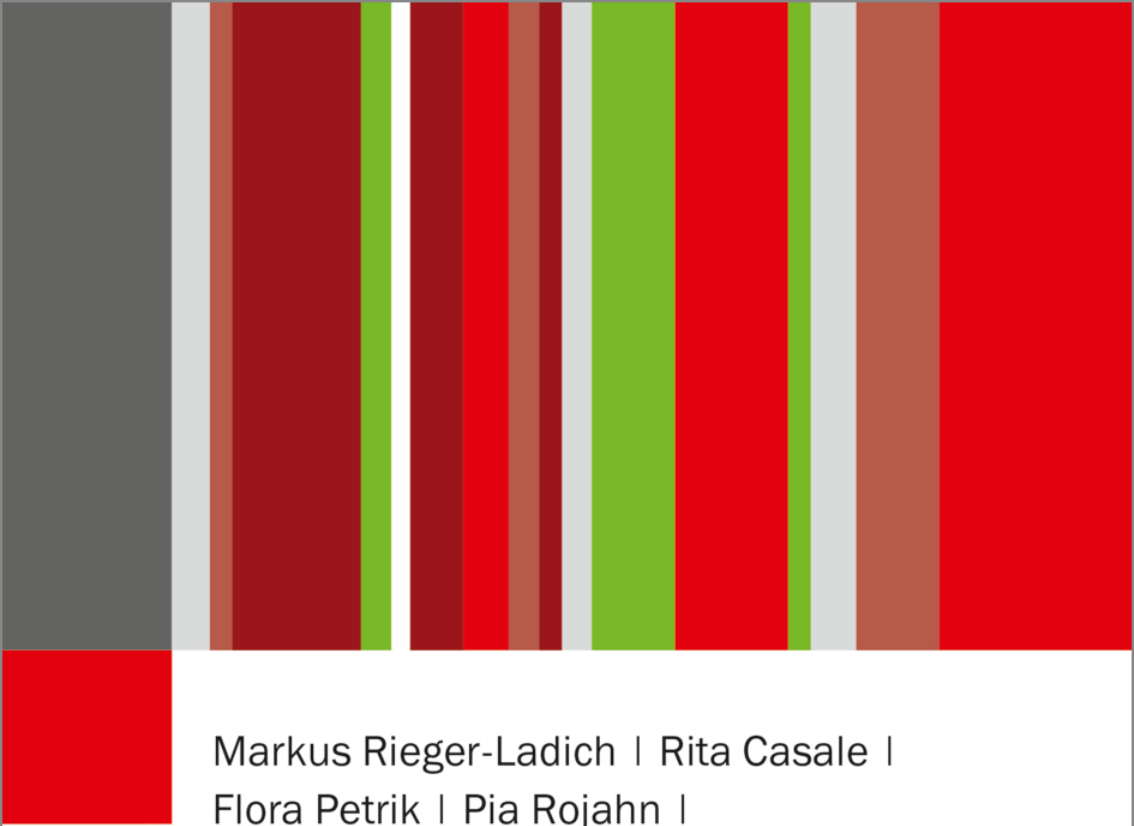




Markus Rieger-Ladich | Rita Casale |
Flora Petrik | Pia Rojahn |
Wolfgang Meseth (Hrsg.)

Rhetorik der Inklusion, Praxis der Exklusion

Selbstbeobachtungen der
Erziehungswissenschaft

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Die Beltz Verlagsgruppe behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-9181-6 Print

ISBN 978-3-7799-9182-3 E-Book (PDF)

ISBN 978-3-7799-9183-0 E-Book (ePub)

1. Auflage 2026

© 2026 Beltz Juventa

Beltz Verlagsgruppe GmbH & Co. KG

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

service@beltz.de

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Helmut Rohde, Euskirchen

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag

(ID 15985-2104-1001)

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Hinter die Kulissen blicken.

Über das Wagnis dieses Buches

*Markus Rieger-Ladich, Rita Casale, Flora Petrik, Pia Rojahn und
Wolfgang Meseth*

[11](#)

I Die Werkzeugkiste inspizieren: Wie sich Ein- und Ausschluss erforschen lassen

Zurichtung und Ermächtigung im wissenschaftlichen Feld.

Praxistheorie als Machtkritik

Markus Rieger-Ladich

[20](#)

„Zwerge auf den Schultern von Riesen“.

Zu Krisen erziehungswissenschaftlicher Wissensordnungen

Wolfgang Meseth

[36](#)

Das Besondere als Prüfstein des Allgemeinen: Wissenschaftsfreiheit in
der Bundesrepublik nach 1945

Rita Casale

[51](#)

II Historische Fallstudien: Epistemologie, Institutionen und Organisationen

Disziplingeschichte als gegenwärtige Vergangenheit.

Erziehungswissenschaft und Nationalsozialismus im Spiegel

historiographischer Deutungen

Anne Rohstock

[70](#)

Vom Erinnern und Vergessen.

Zum Verrücken der Geschichte der Erziehungswissenschaft nach 1945

Anna-Sophie Kruscha

[85](#)

Zur Etablierung feministischer Erziehungswissenschaft

Jeannette Windheuser

[102](#)

Psychoanalyse und die akademische Pädagogik.

Eine Geschichte der Annäherung und Distanzierung von Anfang an

Wilfried Datler und Elisabeth Jahn

[119](#)

Strukturblind – oder: Was die Erziehungswissenschaft schon immer nicht über Geschlecht wissen wollte

Barbara Rendtorff

[136](#)

III Zeitgenössische Fallstudien I: Hegemoniale Diskurse, symbolische Gewaltverhältnisse

Inklusive Exklusion durch akademischen Humanitarismus?

Erfahrungen exilierter Wissenschaftler:innen an deutschen Hochschulen

Yasemin Karakaşoğlu und Betül Yazar

[152](#)

Weißer Wissenschaft – oder: Von der Übereinkunft, die Welt falsch zu interpretieren

Arzu Çiçek

[167](#)

Rassismuskritik und die Ambivalenz disziplinärer Zugehörigkeit. Ein Gespräch

Jocelyn Jasmin Dechêne, Jaël In 't Veld, Paul Mecheril und Laura Meyer-Stolte [179](#)

Classism, Racism and Sexism in Elite Universities in the UK

Diane Reay

[196](#)

Zusammenhänge und Unterscheidungen von Rassismus- und Antisemitismuskritik in Erziehungswissenschaft und Bildungsarbeit

Astrid Messerschmidt

[213](#)

Monströse Reinszenierungen.

Un:Sichtbarkeiten im wissenschaftlichen Show-Business

Simone Müller und Daniela Holzer

[227](#)

Who is representing whom?

Über den Anspruch der Repräsentativität in quantitativer Forschung

Markus Sauerwein, Nina Hogrebe und Jana Heer

[241](#)

IV Zeitgenössische Fallstudien II: Erziehungswissenschaftler:in werden

Heikle Übergänge.

Wege ins erziehungswissenschaftliche Studium zwischen Ein- und Ausschlüssen

Flora Petrik

[258](#)

Promovieren.

Acht Perspektiven auf eine erziehungswissenschaftliche Praktik

Kai Wortmann

[273](#)

Zwischen Befreiung und Beschämung: Ein Dialog über das Verhältnis
von Theorie, Praxis und Erfahrung in der Hochschullehre

Josephina Stang und Christian Grabau

[286](#)

Über Infantilisierung

Pia Rojahn und Mai-Britt Ruff

[302](#)

V Kontrastive Beobachtungen: Verwandte Unternehmungen in Nachbardisziplinen

Beständig im Wandel?

Die Geschlechterordnung der (Erziehungs-)Wissenschaft

Sandra Beaufays

[320](#)

Auf dem Klassismusauge blind.

Der Diskurs der akademischen Philosophie über ihre eigenen sozialen
Ausschlüsse

Jekaterina Markow

[332](#)

Klassismus: Ein Tabuthema (in) der Philosophie?

Bastian Ronge

[348](#)

Doing Art.School.Differences. Vom Versuch, über klassistische und
rassistische Strukturen aufzuklären

Sophie Vögele im Gespräch mit Flora Petrik und Markus Rieger-Ladich

[362](#)

Einschlüsse/Ausschlüsse.

Melvin D. Williams' „Ethnographie eines anthropologischen Instituts“
als dichte Beschreibung sozialer Prozesse in der Wissenschaft – oder:
Lässt sich die Mikrophysik der Wissenschaft besser in fiktionalen Texten
reflektieren?

Thomas Etzemüller

[377](#)

Angaben der Autor:innen zu ihren Arbeitsschwerpunkten

[391](#)

Hinter die Kulissen blicken.

Über das Wagnis dieses Buches

Markus Rieger-Ladich, Rita Casale, Flora Petrik, Pia Rojahn
und Wolfgang Meseth

Obwohl die Selbstbeobachtung zu den zentralen Aufgaben der Wissenschaft gezählt werden muss, ist sie doch – so scheint es – Konjunkturen unterworfen. Es gibt Phasen, in denen sie in den Hintergrund tritt, nur beiläufig betrieben wird. Und es gibt solche, in denen die Bemühungen deutlich intensiviert werden, in denen lange tradierte Selbstverständlichkeiten in Frage gestellt und Übereinkünfte aufgekündigt werden.

Es spricht vieles dafür, dass wir uns derzeit in einer Phase der forcierten Selbstbefragung befinden – mindestens in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Hier hat die Selbstkritik in den vergangenen Jahren deutlich an Schärfe zugenommen. Nun werden vermehrt Phänomene zum Gegenstand der Forschung gemacht, die lange Zeit nicht als diskussionswürdig galten (vgl. Jung 2018). Selbst für die Philosophie ist dies der Fall, die sich dem lange verweigerte. An ihrem Beispiel lassen sich überdies sehr gut zwei unterschiedliche Dimensionen der wissenschaftlichen Selbstbefragung illustrieren: Die Selbstbefragung kann sich auf das richten, was wir die „Außenseite“ des philosophischen Diskurses nennen – also das, was von den Vertreter:innen der Philosophie zum Gegenstand der Reflexion gemacht wird. Oder was von ihnen dabei notorisch vernachlässigt, geflissentlich übergangen, ausgespart oder gar tabuisiert wird. Mit der „Innenseite“ wird hingegen das Augenmerk auf die Praktiken der Akteure selbst gelenkt – also auf die Mikropolitik des philosophischen Treibens, das Lehren und Forschen, die Übernahme administrativer Arbeiten, das Verfassen von Gutachten, die Teilnahme an Begehungen u. a. m.

Diese „Interna“ zu erforschen, war in der Philosophie lange Zeit verpönt. Es galt das hehre Diktum Francis Bacons *de nobis ipsis silemus* (dt. *Von uns selber schweigen wir*). Von Immanuel Kant seiner „Kritik der reinen Vernunft“ prominent vorangestellt, prägte es über viele Generationen hinweg das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften. Der (männliche) Autor habe hinter das Werk zurückzutreten, allein das Argument zähle, das es nicht zu beschmutzen gelte. Das Streben nach Erkenntnis vollziehe sich, so die stillschweigende Übereinkunft, möglichst unabhängig von der irdisch-leiblichen Existenz derer, die sich hier in besonderer Weise engagierten. Erst wenn philosophische Theoriegebäude von

diesen biographischen Rückständen weitgehend gereinigt wären, könnten sie ihren vollen Glanz entfalten (vgl. Kohli 1981).

So machtvoll diese Denkfigur einst war, sie überzeugt nicht länger. Und das betrifft die Außen- wie auch die Innenseite des philosophischen Diskurses. Wurde etwa die Aufklärungsphilosophie lange Zeit isoliert tradiert und gelehrt – also ohne Einbettung in geopolitische Zusammenhänge –, wird nun deren Verstrickung in die Kolonialgeschichte erforscht. Damit geraten auch die Werke von I. Kant und G.W.F. Hegel in ein neues Licht. Diese sind nicht mehr über jede Kritik erhaben, werden nun auch aus einer rassismuskritischen Perspektive dekonstruiert (vgl. Lepold/Martinez Mateo 2021). Mitunter angeregt von der *Black Lives Matter*-Bewegung haben auch hierzulande (meist jüngere) Fachvertreter:innen damit begonnen, das, was gerne die „abendländische Philosophie“ genannt wird, auf rassistische Denkmuster und eurozentristische Denkfiguren hin zu beleuchten (vgl. Dübgen/Martinez Mateo/Sonderegger 2025). Aber dabei bleibt es nicht: Es mehren sich nun die Stimmen derer, die dafür werben, Praktiken der Ausgrenzung endlich auch in der akademisch betriebenen Philosophie selbst zu untersuchen – also gleichsam *in den eigenen Reihen* (vgl. Markow 2023). In diesen Wendungen auf das wissenschaftliche Personal werden die internen Betriebsprämissen zum Gegenstand, das *hidden curriculum* und die materiellen Bedingungen, unter denen sich das Streben nach Erkenntnis realisiert vollzieht. Damit wird Reflexivität zum Programm (vgl. Bourdieu 2001). Die Gefahr einer selbstreferenziellen Selbstgefälligkeit – das Risiko, sich ausschließlich mit den eigenen Verstrickungen zu befassen – soll nicht geleugnet werden, wäre aber an anderer Stelle eingehender zu diskutieren. Überdies gilt es festzuhalten, dass es erkenntnistheoretisch notwendig und in bildungstheoretischer Hinsicht durchaus befreiend sein kann, von sich abstrahieren zu können und nicht an das gefesselt zu sein, was manchen als „Identität“ gilt. Im vorliegenden Band steht indes die dekonstruktive Funktion reflexiver Selbstbeobachtung im Zentrum: Sie ermöglicht es, die epistemischen Voraussetzungen des Gesagten und Behaupteten offenzulegen, und macht damit den gewählten Zugang zum Gegenstand der Analyse.

Die Philosophie stellt hierbei durchaus nicht die Avantgarde dar. Andere Disziplinen haben längst damit begonnen, die *scientific community* auf Regime der Unzugehörigkeit zu untersuchen und sexistische, rassistische sowie klassistische Strukturen aufzudecken. So hat die feministische Erkenntnistheorie bereits in den 1970er Jahren zahlreiche Beiträge vorgelegt, die zur Entzauberung des männlichen, weißen, bürgerlichen Erkenntnissubjekts beitrugen (vgl. Hoppe/Vogelmann 2024). Währenddessen hatte der italienische Differenzfeminismus unter dem Motto *a partire da sé* und im Anschluss an die US-amerikanische Praxis der *consciousness-raising groups* (vgl. Sarachild 1968; Redstockings 1975) die Thematisierung des eigenen Ausgangspunkts des Sprechens zum Programm gemacht (vgl. Libreria delle Donne di Milano 1987). Für den deutschsprachigen Kontext sei ein für das akademische Feld besonders eindrückliches Beispiel

dieser Praxis kritischer Selbstbefragung erwähnt: Im Sommer 1984 hatten Helga Nowotny und Karin Hausen feministische Sozialwissenschaftlerinnen an die Universität Bielefeld eingeladen, um gemeinsam die Frage zu diskutieren: „Wie männlich ist die Wissenschaft?“. Die Soziologin und die Historikerin warben also dafür, aus einer Geschlechterperspektive über Praktiken der Ausgrenzung, Diskriminierung und Schließung im wissenschaftlichen Feld nachzudenken. Sie nahmen gleichsam eine Inventur vor, trieben die Aufklärung patriarchaler Strukturen weiter voran: „Nicht der mögliche Gegenentwurf einer feministischen Wissenschaft, sondern das kritische Nachdenken über die Institutionen, Methoden und Inhalte der vorgefundenen Wissenschaft sollten das Ziel sein.“ (Hausen/Nowotny 1986, S. 9)

Innerhalb der Erziehungswissenschaft gibt es vergleichbare Initiativen. Auch hier wird immer häufiger die „Innenseite“ des pädagogischen Diskurses zur „Außenseite“, nehmen also die Bemühungen Fahrt auf, die eigene wissenschaftliche Praxis aus einer machttheoretischen Perspektive zu untersuchen. Dies geschieht im Rückgriff auf unterschiedliche Theorien, die aber gleichwohl eine gemeinsame Stoßrichtung erkennen lassen. So hatten schon recht früh Vertreter:innen der feministischen Pädagogik das Augenmerk auf die hegemonialen Kämpfe gelenkt, die um die Ordnung des pädagogischen Diskurses geführt werden. Sie nahmen die patriarchalen Strukturen der Erziehungswissenschaft in den Blick, *Gatekeeper*, die Besetzung von Herausgeber:innengremien, Berufungskommissionen u. a. m. (vgl. Borst/Casale 2007; Casale/Rendtorff 2008). Die Impulse, solche Strukturen, Praktiken und Mechanismen zum Gegenstand der eigenen Forschung zu machen, gewinnen seit einigen Jahren erkennbar an Dynamik – und stoßen auf deutlich größere Resonanz, als das in der Vergangenheit meist der Fall war. Das betrifft nicht allein epistemische Strukturen und hegemoniale Formen der Disziplingeschichtsschreibung, nun werden auch institutionelle Diskriminierung und symbolische Gewaltverhältnisse zum Thema (vgl. Bourdieu 2001; Fricker 2023; Gomolla 2023). Der Blick wird mithin immer häufiger auf solche organisationalen Arrangements, diskursiven Grenzziehungen und inkorporierten Interaktionsmuster gelenkt, über die Zugehörigkeit hergestellt – und eben auch verweigert wird (vgl. Rieger-Ladich/Casale/Thompson 2020). Dies geschieht indes nicht allein im Rückgriff auf Instrumente der feministischen Wissenschaftskritik, sondern auch auf andere Theoreme, die zur Erforschung und Kritik von Ideologien der Ungleichwertigkeit entwickelt wurden. Neben patriarchalen und sexistischen Strukturen geraten daher immer häufiger auch rassistische und klassistische Strukturen in den Fokus des pädagogischen Diskurses (vgl. Altieri/Hüttner 2020; Akbaba/Heinemann 2023; bildungsLab* 2023) sowie die Involviertheit und Verantwortung der erziehungswissenschaftlichen Disziplin für Fälle sexualisierter Gewalt (Baader 2021; 2024). Diese Themen gelten nicht länger als randständig und demonstrieren damit einmal mehr, dass die

Erziehungswissenschaft den von ihr untersuchten gesellschaftlichen Machtverhältnissen nicht neutral gegenübersteht (vgl. Rieger-Ladich 2025).

Das vorliegende Buch reagiert mithin auf die Tatsache, dass sich die Erziehungswissenschaft zu patriarchalen Traditionen und Praktiken, rassistischen Narrativen, kolonialen Denkmustern und klassistischen Strukturen nicht indifferent verhält. Diese haben ihre Entstehung geprägt; sie tun es noch immer – und eben aus diesem Grund haben wir dazu eingeladen, sie genauer zu erforschen. Anders formuliert: Wir misstrauen der Rhetorik der Inklusion, die innerhalb des wissenschaftlichen Feldes gerne bemüht wird, und rechnen stattdessen damit, dass diese von einer Praxis der Exklusion begleitet (und mitunter: auch konterkariert) wird (vgl. Gutiérrez-Rodríguez et al. 2016).

Unser Buchprojekt wendet sich also ganz gezielt der „Innenseite“ des pädagogischen Diskurses zu und will jene Auseinandersetzungen, die gleichsam *backstage* geführt werden, zum Gegenstand machen. Es sucht den Blick auf die Hinterbühne der Erziehungswissenschaft zu lenken, in den Maschinenraum der Disziplin, und die hegemonialen Kämpfe in den Fokus zu rücken – also solche Auseinandersetzungen, die um das Profil der Disziplin geführt werden, die regulieren, wer eine Stimme erhält (und wer nicht), wer gehört wird (und wer nicht), wer als anererkennungswürdig gelabelt wird (und wer nicht), welche Themen als diskussionswürdig gelten (und welche nicht), welche Formen der Argumentation und des Schreibens, welche Praktiken des Studierens, der Forschung und der Theoriebildung als vernünftig gelten (und welche nicht) (vgl. Rieger-Ladich 2019).

In den Fokus geraten damit nicht allein institutionelle Diskriminierung, symbolische Gewalt und epistemische Ungerechtigkeit sowie deren historische Gewordenheit, sondern auch Praktiken der Subjektivierung und ganz alltägliche Formen der wissenschaftlichen Arbeit. Die Einladung richtete sich freilich nicht nur an Fachkolleg:innen, von denen wir wussten, dass sie sich diesen Fragen in ihrer Forschung widmen; wir luden auch solche Vertreter:innen unserer Nachbardisziplinen ein, die verwandte Fragestellungen bearbeiten und hierzu in der Vergangenheit wichtige Studien vorgelegt haben.

Dass wir uns damit in manchen Fällen auf dünnes Eis begaben, wurde deutlich, als die ersten Rückmeldungen eintrafen – und manche ausblieben. Daran interessiert, etwas über die Motive für das Ausscheiden aus dem wissenschaftlichen Feld in Erfahrung zu bringen, hatten wir einen ehemaligen Kollegen zu einem Beitrag eingeladen. Der Titel für den in Aussicht gestellten Text „Tell them I said no – Exit, Voice and Loyalty“ klang außerordentlich vielversprechend – aber dann brach der Kontakt ab. Der Text wurde nie eingereicht und so bleibt hier eine schmerzhaft leere Stelle. In einem anderen Fall hatten wir mit einer Kollegin aus dem Bereich der Ästhetischen Bildung einen Beitrag vereinbart, der einen Blick auf ein Forschungsprojekt (und dessen Folgen) werfen sollte, in dem rassistische und klassistische Muster bei Auswahlverfahren zu Kunst- und Musikhochschulen erforscht worden waren. Auch hier stand noch die Einreichung

aus. Auf Nachfrage wurde deutlich, dass die an diesem Projekt Beteiligten bis heute unterschiedlichen Delegitimierungen und bisweilen auch Anfeindungen ausgesetzt sind. Gemeinsam mussten wir darüber nachdenken, in welcher Form davon berichtet werden kann. In wieder einem anderen Fall bestand die Herausforderung darin, persönliche Verletzungen und kränkende Erfahrungen als Hinweis auf rassistische Strukturen zu begreifen. In diesen Fällen wurde deutlich, wie brisant es werden kann, sobald ein Blick hinter die Kulissen geworfen wird. Wir danken daher allen Beteiligten für die engagierten Beiträge wie auch für den Mut, sich an unserem Buchprojekt zu beteiligen.

Die unterschiedlichen Beiträge haben wir thematisch gebündelt. An dieser Stelle nennen wir nur einige Stichworte zu dem, was Sie in den einzelnen Abschnitten des Buches erwartet. In dem ersten Teil unseres Bands *Die Werkzeugkiste inspirieren: Wie sich Ein- und Ausschluss erforschen lassen* werden Fragen nach dem „kanonischen Wissen“ und dem disziplinären Gedächtnis der Erziehungswissenschaft aufgeworfen. Welche theoretischen ‚Tools‘ hält unsere Werkzeugkiste bereit, um die bisweilen widersprüchlichen Mechanismen von Inklusion und Exklusion zu erforschen? Dabei werden die hegemonialen Wissensordnungen des Fachs zur Diskussion gestellt, Formen der Disziplinengeschichtsschreibung kritisch in den Blick genommen sowie Subjektivierungsweisen wissenschaftlicher Akteur:innen untersucht. Damit wird auch der gegenwärtige Streit um Wissenschaftsfreiheit beziehungsweise Redefreiheit thematisch.

Die Autor:innen des zweiten Abschnitts *Historische Fallstudien: Epistemologie, Institutionen und Organisationen* begeben sich auf eine geschichtliche Spurensuche und fragen nach Prozessen der (De-)Legitimierung, des Erinnerns und Vergessens. In den Blick rücken die Verschränkung von epistemologischen Kämpfen, institutionellen Praktiken und organisationalen Formationen in der Erziehungswissenschaft. Dabei wird insbesondere das Zusammenspiel von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Disziplin deutlich – und damit das Spannungsfeld, in dem über Ein- und Ausschlüsse unterschiedlicher Perspektiven und Denkstile verhandelt wird.

Zeitgenössische Fallstudien I: Hegemoniale Diskurse, symbolische Gewaltverhältnisse bilden das Zentrum des dritten Teils. Hier wird nach den machtvollen Diskursen gefragt, die navigieren, wer sich im erziehungswissenschaftlichen Feld darauf verlassen kann, gehört, gesehen und als anerkenbar wahrgenommen zu werden. Die Studien greifen auf rassistis-, sexistis- und klassismuskritische Ansätze zurück, um die symbolischen Gewaltverhältnisse der Universität zu entschlüsseln. Dabei lenken die Autor:innen den Blick auch auf die eigenen Involviertheiten, (selbst-)kritische Beobachtungen des Feldes und letztlich auf die Frage, wer hier für wen wie *spricht*.

Zeitgenössische Fallstudien II widmen sich den Praktiken, *Erziehungswissenschaftler:in zu werden*. Hier stehen Praktiken der Feldakteure im Fokus:

Wer wird wie zur Erziehungswissenschaftler:in (gemacht)? Welche sozialen Kräfte sind an diesen Prozessen beteiligt? Wie artikulieren sich dabei Tendenzen von Öffnung oder Schließung? Im Zentrum der Fallstudien stehen unterschiedliche Statusgruppen der Hochschule und die Frage, wie sich alltägliche Formen der akademischen Praxis in machtvollen Verhältnissen eingebettet finden.

Unter der Überschrift *Kontrastive Beobachtungen* werden *verwandte Unternehmungen in Nachbardisziplinen* vorgestellt. Hier stellen Kolleg:innen aus Philosophie, Geschlechterforschung, Geschichtswissenschaft und Kunstwissenschaft ihre Befunde zur Diskussion. Indem sie den Blick auf soziale Prozesse in den eigenen fachlichen Zusammenhängen werfen, wird indes nicht nur der Horizont der Erziehungswissenschaft überschritten. Die Einblicke in unterschiedliche Disziplinen informieren sowohl über das Allgemeine wie auch die Besonderheiten disziplinärer Dynamiken und Trägheiten.

Unser ganz besonderer Dank gilt den Autor:innen, die sich auf das Wagnis dieses Buches eingelassen haben, Konrad Bronberger und dem Team von Beltz Juventa, die uns von Beginn an auf sehr schöne Weise ermutigt und unterstützt haben, sowie Sophia Hoffmann und Marc Schmid, unseren beiden studentischen Mitarbeiter:innen in der Allgemeinen Pädagogik an der Universität Tübingen. Sie haben nicht nur mit großer Gewissenhaftigkeit und Akkuratease die einzelnen Manuskripte bearbeitet, sondern auch nie den Überblick über das, was noch zu tun war, verloren. Auch in der Schlussphase, in der *Crunchtime*, als es noch einiges zu erledigen galt, waren sie eine große Hilfe und tolle Unterstützung. 1000 Dank!

Literatur

- Akbaba, Yalız/Heinemann, Alisha B. (Hrsg.) (2023): Erziehungswissenschaften dekolonisieren. Theoretische Debatten und praxisorientierte Impulse. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Altieri, Riccardo/Hüttner, Bernd (Hrsg.) (2020): Klassismus und Wissenschaft. Erfahrungsberichte und Bewältigungsstrategien. Marburg: BdWi-Verlag.
- bildungsLab* (2023): Bildung. Ein postkoloniales Manifest. Münster: Unrast.
- Baader, Meike S. (2021): Involviertheit und Verantwortung, Legitimation durch Wissenschaft, Aufarbeitung als Herausforderung. Sexualisierte Gewalt und erziehungswissenschaftliche Disziplin. In: Erziehungswissenschaft, 32(2), S. 29–40.
- Baader, Meike S. (2024): Vom beredten Schweigen der Disziplin Erziehungswissenschaft im Umgang mit sexualisierter Gewalt in Geschichte und Gegenwart. In: Erziehungswissenschaft, 35(68), S. 15–26.
- Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Borst, Eva/Casale, Rita (Hrsg.) (2007): Ökonomien der Geschlechter. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 3. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Casale, Rita/Rendtorff, Barbara (Hrsg.) (2008): Was kommt nach der Geschlechterforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld: transcript.

I Die Werkzeugkiste inspizieren: Wie sich Ein- und Ausschluss erforschen lassen

Zurichtung und Ermächtigung im wissenschaftlichen Feld.

Praxistheorie als Machtkritik

Markus Rieger-Ladich

Wissenschaft kann grundsätzlich alles zum Gegenstand machen. Sie kennt bei der Wahl ihrer Objekte keinerlei Limitierungen. Daraus folgt: Sie kann auch sich selbst zum Gegenstand machen. Namhafte Vertreter:innen der neueren Sozialtheorie fordern genau dies: Wissenschaftliche Forschung müsse auch das Streben nach Erkenntnis zum Objekt systematisch betriebener Forschung machen. In dieser Einschätzung stimmen so unterschiedliche Stimmen wie jene von Pierre Bourdieu und Bruno Latour, Donna Haraway und Gayatri Ch. Spivak überein.

Ihre Beiträge lassen sich als kritische Weiterführung dessen interpretieren, was Max Weber (2018) in seinem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ unternommen hatte. Doch schon hier wurde deutlich, wie schwierig dieses Unterfangen ist. So kam Weber zwar auf die Grenzen der Planbarkeit von Hochschulkarrieren zu sprechen, auf Generationenkonflikte und die Tatsache, dass Wissenschaft auf „plutokratischen Voraussetzungen aufgebaut“ (ebd., S. 38) ist, aber er blieb blind für machtförmige Fragen. Weber feierte Wissenschaft als eine bürgerliche Lebensform – und betrieb dabei nicht nur eine Überhöhung des männlichen, weißen Erkenntnissubjekts, sondern schloss implizit auch das „andere Geschlecht“ (de Beauvoir) sowie weitere marginalisierte Gruppen aus (vgl. Jung 2018). Daher war sein Versuch, die Eigentümlichkeiten der Wissenschaft aus einer Innenperspektive zu schildern, nur von beschränkter Reichweite.

Dieses Phänomen ist indes nicht allein den historischen Umständen geschuldet oder dem mangelnden Engagement des Referenten. Es kehrt wieder, bei Niklas Luhmann. In seiner Studie „Die Wissenschaft der Gesellschaft“ beschrieb er sie als selbstreferentielles System. Hier gebe es keine Beobachtung, „die sich selbst der Beobachtung entzieht.“ (Luhmann 1994, S. 318) In der Wissenschaft werde alles zum Gegenstand der Beobachtung, Reflexivität zum Programm. Und so heißt es über die Wissenschaft als System: Es „beruht auf der Rekursivität des Beobachtens und gewinnt dadurch eine Struktur, die ohne privilegierte Positionen, ohne uneinsichtige Quellen, ohne fundierende Asymmetrien, ohne letztgewisse Gründe und ohne organisierende Zentren auskommt.“ (Ebd., S. 320) Wissenschaft *sensu* Luhmann kennt also keine Hierarchie. Machtverhältnisse und asymmetrische Sozialbeziehungen sind der *scientific community* fremd. Irritierend ist dieser Befund, wenn man in Rechnung stellt, dass Luhmann zu

diesem Zeitpunkt längst als Hochschullehrer tätig war. *Selbstbeobachtungen*, das lässt sich daraus lernen, haben ihre Tücke. Sie lassen sich leicht dekreten, aber nur schwer realisieren.

Dass auch innerhalb der Wissenschaft mit blinden Flecken, Tabus und Verdrängungen zu rechnen ist, hatte schon Ludwik Fleck (2000) herausgearbeitet. Gleichwohl dauerte es, bis die Anstrengungen intensiviert wurden, um Wissenschaft in einem reflexiven Modus zu betreiben. Das Streben nach Erkenntnis musste zunächst „entauratisiert“, als eine situierte soziale Praxis in den Blick genommen werden, die in Sozialbeziehungen verstrickt ist (vgl. Knorr-Cetina 1984; Rieger-Ladich 2019). Vorangetrieben wurden diese Bemühungen nicht allein von Vertreter:innen des wissenschaftlichen Feldes. Bisweilen kamen wichtige Impulse von außerhalb – von politischen Aktivist:innen und Vertreter:innen sozialer Bewegungen etwa. Dabei zeigt die Diskussion um Rassismus in der deutschen Philosophie, dass diese Interventionen häufig auf wenig Gegenliebe stießen. Sie wurden von einflussreichen Vertreter:innen der akademischen Philosophie zunächst nicht gehört, übergangen, diskreditiert. So war etwa die kritische Neubewertung der deutschen Aufklärungsphilosophie weniger ein Ergebnis disziplinärer Selbstkritik; sie verdankt sich den Impulsen der *Black Lives-Matter*-Bewegung, antirassistischen Initiativen und jüngeren Fachvertreter:innen (vgl. Dübgen/Martinez Mateo/Sonderegger 2025).

Vor diesem Hintergrund will ich erläutern, worin der Beitrag der Praxistheorien zur Steigerung wissenschaftlicher Reflexivität besteht. Es geht mir um den Nachweis, dass die Einnahme einer praxistheoretischen Perspektive überaus nützlich ist, wenn es darum geht, eine Machtkritik des wissenschaftlichen Feldes zu betreiben. Anders formuliert: Wird Wissenschaft als eine soziale Praxis betrachtet, verändert dies den Gegenstandsbereich. Die Akteure des Feldes und ihre Abhängigkeitsbeziehungen werden in ein anderes Licht getaucht. Machtförmige Facetten des wissenschaftlichen Alltags wie auch Formen der Diskriminierung, die zumeist übergangen werden, können nun beobachtet werden. Dimensionen der Forschungspraxis treten hervor, die auch deshalb meist keine größere Aufmerksamkeit erhalten, weil sie zum vertrauten Habitat gezählt werden müssen.

Zu diesem Zweck entwerfe ich zunächst die Praxistheorien als ein kritisches Theorieprojekt. In einem nächsten Schritt mustere ich aktuelle Versuche, im Rückgriff auf dieses Instrumentarium die *humanities* zu erforschen. Im Anschluss daran suche ich solche Dimensionen des pädagogischen Diskurses zu identifizieren, denen bei der machtkritischen Selbstbeobachtung besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte.

Praxistheorie und Machtkritik

Bei Praxistheorien handelt es sich um einen interdisziplinären Forschungskontext, der unterschiedliche Theorietraditionen zusammenführt. Statt nun jedoch ein weiteres Mal deren „Familienähnlichkeiten“ (Wittgenstein) herauszustellen (vgl. Reckwitz 2003; Schmidt 2012; Schäfer 2016), beschreibe ich Praxistheorien als ein *kritisches Theorieprojekt*. Ich werde also nicht deren allgemeine Merkmale ins Zentrum rücken, sondern herausarbeiten, dass es mit ihrer Hilfe gelingen kann, wissenschaftsinterne Machtverhältnisse aufzuklären und die Regulierung von Un-/Zugehörigkeit zu analysieren. Eine praxistheoretisch inspirierte Selbstkritik des wissenschaftlichen Feldes ist daher keine *Contradictio in adjec-to*; sie knüpft an Motive an, die sich schon in den Anfängen der Praxistheorien erkennen lassen.

Pierre Bourdieus Studie „Esquisse d’une Théorie des la Pratique, précède de trois études d’ethnologie kabyle“ (1972) ist ein früher Schlüsseltext der Praxistheorie. Als sie erschien, lag dessen Aufenthalt in Algerien bereits mehr als zehn Jahre zurück. Mit der rassistischen Kolonialgewalt Frankreichs konfrontiert, hatte Bourdieu diese zu dokumentieren unternommen und 1958 „Sociologie de l’Algérie“ verfasst (vgl. Bourdieu 2010). Mit seinem „Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyischen Gesellschaft“ (Bourdieu 1976), so der Titel der deutschen Übersetzung, knüpfte er an diese Überlegungen an und positionierte sich gleichzeitig innerhalb der Sozialtheorie.

Wer daran interessiert sei, die Welt des Sozialen zu untersuchen, und den Praktiken, über die sie sich konstituiere, in ihrer Komplexität gerecht werden wolle, müsse besondere Vorkehrungen treffen. Es gelte, so Bourdieu, nicht allein der Neigung zu widerstehen, sich einem der beiden Lager anzuschließen – dem „Subjektivismus“ oder dem „Objektivismus“ (ebd., S. 149) –, sondern sich auch der herrschenden Wissensordnung zu verweigern. Statt sich auf eine „Alternative“ (ebd., S. 148) zwischen interaktionistischen oder phänomenologischen Zugängen auf der einen und strukturalistischen oder marxistischen Zugängen auf der anderen Seite verpflichten zu lassen, müsse ein Zugang entwickelt werden, der die Unzulänglichkeiten dieser Paradigmen zu überwinden erlaube. Bourdieu will also Praxis weder auf die Intentionen der handelnden Subjekte reduzieren noch als Effekt überindividueller Strukturen fassen: Sie ist „notwendig und relativ-autonom in einem“ (ebd., S. 169). Im Zentrum des neuen Zugangs müsse das Wechselspiel widerstreitender Kräfte stehen: „Gegenstand der Erkenntnisweise schließlich, die wir *praxeologische* nennen wollen, [sind] [...] die *dialektischen* Beziehungen zwischen diesen objektiven Strukturen und den strukturierten Dispositionen, die diese zu aktualisieren und zu reproduzieren trachten“ (ebd., S. 147).

Bourdieu schlug also einen Perspektivenwechsel vor: Statt sich für eine Seite zu entscheiden und entweder das intentional handelnde Individuum zu feiern oder

übermächtige Strukturen aufzurufen, statt also Voluntarismus zu predigen oder Determinismus, warb er dafür, die Praxis in den Blick zu nehmen – und damit die ganze Bandbreite von Handlungsvollzügen und Tätigkeitsformen, die schon Aristoteles untersucht hatte. Damit werden auch zwei unterschiedliche Formen des Wissens thematisch. Die reflexive Form, die als *knowing that* bezeichnet wird, wird mit dem *knowing how* um jene ergänzt, bei denen die Akteure meist kaum in der Lage sind, ihr inkorporiertes Wissen auf den Begriff zu bringen (vgl. Ryle 1985). Diesem Abrücken von dem Handlungssubjekt korrespondiert die Aufwertung jener Kontexte, innerhalb derer sich Praktiken vollziehen. Wenn Stefan Hirschauer von „Praktiken und ihren Körpern“ spricht, ist der Perspektivenwechsel treffend ins Bild gesetzt: „Eine Handlung muss in Gang gesetzt werden, sie verlangt nach einem Impuls und einem Sinnstiftungszentrum. Daher fragt man nach ihr mit Warum- und Wozu-Fragen. Eine Praxis dagegen läuft immer schon, die Frage ist nur, was sie am Laufen hält und wie ‚man‘ oder ‚Leute‘ sie praktizieren“ (Hirschauer 2004, S. 73).

Fragen dieser Art zu behandeln, war für Bourdieu keine akademische Fingerübung. Er wandte sich ihnen zu, weil er die kabyllische Gesellschaft besser verstehen wollte, die er in den 1950er Jahren – gemeinsam mit seinem Kollegen Abdelmalek Sayad – erforscht hatte. Immer wieder hatte er die Umsiedlungslager aufgesucht, etwa 200 Interviews mit vertriebenen Berber:innen geführt und ein Archiv von 3000 Fotografien angelegt (vgl. Bourdieu 2010). Und er hatte sich gefragt, warum die brutalen Zwangsmaßnahmen in den meisten Fällen scheinbar klaglos hingenommen wurden. Bourdieu suchte also die Logik einer von Rassismus geprägten Kolonialgesellschaft zu verstehen.

Dem Körper wandte er sich zu, weil diesem bei der Einverleibung von Herrschaftsstrukturen besondere Bedeutung zukomme. So heißt es in „Entwurf einer Theorie der Praxis“: „Das derart Einverleibte findet sich jenseits des Bewußtseinsprozesses angesiedelt, also geschützt vor absichtlichen und überlegten Transformationen, geschützt selbst noch davor, explizit gemacht zu werden“ (Bourdieu 1976, S. 200). Solche Stützen der Herrschaftsstrukturen aufzudecken, war sein zentrales Anliegen – und zu diesem Zweck entwickelte er eine „*praxeologische*“ Erkenntnisweise“ (ebd., S. 147). Ruth Sonderegger (2016, S. 310) hat diesen Entstehungskontext in ihrer „kurzen Einführung in Praxistheorien“ in Erinnerung gerufen: Bourdieu ging es in seinen Studien zur Kabylei darum, „in jeweils spezifischen, verdächtigen Kontexten herauszufinden, ob und wie sehr dort habituelles Agieren mit der Ausübung von Herrschaft bzw. mit der mehr oder weniger freiwilligen Unterwerfung unter Herrschaftsstrukturen zusammenhängt.“

Damit wird deutlich, weshalb Bourdieu bei der Erforschung der Kabylei den sozialen Praktiken sein Augenmerk schenkte: Er war daran interessiert, die Bedingungen für die Reproduktion der herrschenden Verhältnisse aufzudecken. Praktiken kam insofern eine besondere Bedeutung zu, als sie für die (De-)Stabilisierung des Sozialen unverzichtbar sind. Als kleinste Einheit des Sozialen, über

die sich Gesellschaften konstituieren, indem sie „Praxisbündel“ (vgl. Schatzki 2016, S. 32) ausbilden, besitzen sie eine Schlüsselfunktion bei der Stiftung sozialer Ordnung. Daher sei auch forschungspraktisch, so wird gerne unterstellt, eine Entscheidung zu treffen: Welche Dimension soll stärker gewichtet werden? Was gilt als „Grundmerkmal der Logik der Praxis“? Ist es die „Routinisiertheit der Praktiken oder die Unberechenbarkeit ihres Vollzugs? Ist es die Wiederholung oder das in jedem Moment potenziell mögliche Unterbrechen der Wiederholung?“ (Reckwitz 2004, S. 46).

Statt nun aber die Reproduktion als den Normalfall auszugeben oder aber die Subversion, betrachte ich die beiden Perspektiven nicht als Alternativen, sondern rechne mit ihrem Zugleich – und damit, dass sich vorab nicht entscheiden lässt, wie eine Situation verlässlich einzuschätzen ist. Es gilt stattdessen den Blick zu schärfen für die je spezifischen Konstellationen, die lokalen Kräfteverhältnisse – also für die Situation „vor Ort“. Dann zeigt sich, dass die Reproduktion des Status quo durchaus kein selbstläufiger Prozess ist.

Darauf hat auch Alex Demirovic in einem Interview hingewiesen. Er warnte davor, mit einer Theoriesprache zu operieren, die gesellschaftliche Strukturen als so machtvoll erscheinen lässt, dass die Gestaltbarkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse kaum noch denkbar wird. Diese selbstkritische Vergewisserung ließ den Vertreter der Kritischen Theorie den Anschluss an Praxistheorien suchen: „Wir bewegen uns im Herrschaftszusammenhang; da ist nicht eine noch tiefere Struktur, sondern in unseren Praktiken reproduzieren wir auch genau diese Verhältnisse in all ihrer Widersprüchlichkeit. Im Moment der Reproduktion gibt es immer das Moment von Offenheit, von Unbestimmtheit, in jeder Wiederholung ist das zu Wiederholende auch von sich selbst verschieden.“ (Demirovic 2015, S. 280) Statt also machtvollen Strukturen den sozialen Praktiken gegenüberzustellen, wären sie als deren Sediment zu betrachten: „Die Struktur ist nicht durch eine ontologische Differenz von Handeln getrennt, sondern sie ist selbst eine bestimmte Art von Praxis“ (ebd., S. 282).

Damit gibt die Praxistheorie der Kritik der Herrschaftsverhältnisse eine neue Wendung: Wenn das Soziale als „eine hierarchisch strukturierte, dynamische und relationale Ordnung der sozialen Milieus von Eliten und Prekären, der Arbeits-, Wissenschafts- und Expertenkulturen, der Minderheiten, Szenen, Sportgemeinschaften und Subkulturen“ (Schmidt 2012, S. 12) in den Blick gerät, ist zu fragen, wie hier *Zugänge und Teilhabe* organisiert (bzw. verweigert) werden. Wenn sich soziale Praktiken zu Feldern auskristallisieren – der Politik, der Ökonomie, der Medizin oder der Wissenschaft –, gilt es jene Prozesse zu untersuchen, über die *Mitgliedschaft und Zugehörigkeit* hergestellt (oder aber verweigert) werden (vgl. Bourdieu 1998). Und es gerät in den Fokus, was in der Praxistheorie „Mitspielfähigkeit“ genannt wird: „Wie erlangt ein Individuum durch seine Teilnahme an sozialen Praktiken den Status eines intelligiblen, als ‚mitspielfähig‘ anerkannten Subjekts? Wie bildet, organisiert und transformiert es sich dabei selbst? Und wie

beeinflusst es in dieser ‚Arbeit‘ der Selbstgestaltung seinerseits die Verlaufsmuster der sozialen Spiele, in denen es seine gesellschaftliche Existenz gewinnt?“ (Alkemeyer 2013, S. 34).

Soziale Praktiken stehen gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen somit nicht indifferent gegenüber. Stattdessen müssen sie als „ideale Verstecke und ‚Überwinterungslokalitäten‘ für Herrschaft“ (Sonderegger 2016, S. 304) gelten. Und dies deshalb, weil sie in ihrer Alltäglichkeit kaum einmal in den Fokus der Machtkritik geraten. Praktiken sind allgegenwärtig, sie sind das Medium unseres Handelns und eben deshalb „so gut wie unsichtbar und unfühlbar“ (ebd.). Daher bleiben Herrschaftsmechanismen den Blicken auf eigentümliche Weise entzogen. Es ist die Nähe, die blind macht, die Vertrautheit, welche die Aufmerksamkeit trübt.

Und doch wäre es zu kurz gegriffen, die Kritik von Herrschaftsstrukturen auf die Frage des Erkennens zu reduzieren. Aus praxistheoretischer Perspektive sind Fragen der Anerkennung nicht weniger wichtig. Dies zeigt sich, wenn man die Überlegungen von Alkemeyer und Sonderegger aufeinander bezieht. Subjektivierungspraktiken, welche die erhoffte „Mitspielfähigkeit“ (Alkemeyer) erzeugen, fördern eben auch Gefühle der Loyalität: Aus der Mitgliedschaft in einem sozialen Feld resultiert eine Verbundenheit mit den hier geteilten Werten. Genau diese macht es schwierig, zu dem sozialen Feld eine distanzierte Haltung einzunehmen und Kritik zu üben. Praktiken sind „prädestiniert [...] für die Reproduktion von Herrschaft: Man kommt in sie nur durch Nachahmung (und das heißt Akzeptanz) von vorherrschenden Praktiken hinein, und zwar je früher, desto besser. Und wenn man einmal Teil von ihnen geworden ist, hat man sie schon als natürlich akzeptiert und wird blind für die Gewalt im Akzeptieren.“ (Ebd., S. 309)

Damit wird deutlich, wie anspruchsvoll das Projekt wissenschaftlicher Reflexivität ist. Es ist daher nicht nur Borniertheit und Ignoranz, die bei Weber und Luhmann zu beobachten ist; die Blindheit für machtförmige Effekte des wissenschaftlichen Feldes ist struktureller Art (vgl. Bourdieu 2001).

Mitspielfähigkeit und Könnerschaft

Hatten Soziolog:innen schon in den 1960er Jahren damit begonnen, die Forschungspraxis der Naturwissenschaften zu untersuchen (vgl. Knorr-Cetina 1984), gerieten die *humanities* erst sehr viel später in den Blick. Dabei ist auffällig, dass viele Autor:innen praxistheoretisch argumentieren oder wenigstens eine Affinität zu diesem Zugang erkennen lassen. Drei dieser Unternehmungen stelle ich im Folgenden kurz vor. Dabei interessiere ich mich besonders dafür, was sich über die Regulierung von „Mitspielfähigkeit“ im wissenschaftlichen Feld in Erfahrung bringen lässt.

Thomas Etzemüller ist Historiker und war Mitglied des an der Universität Oldenburg angesiedelten Graduiertenkollegs „Selbst-Bildungen“. Als dessen

Förderung auslief, erschien der von ihm herausgegebene Sammelband: „Der Auftritt. Performanz in der Wissenschaft“. Das Cover zeigt eine Fotografie Max Benses: Im Hintergrund ist eine Tafel zu sehen, im Vordergrund der Philosoph – seinen Zuhörer:innen zugewandt. Bense ist leger gekleidet. Bemerkenswert ist das Cover, weil es deutlich macht, dass Formfragen kaum einmal zum Gegenstand der Forschung werden. Jenseits fachdidaktischer Beiträge wird über den Ausführungscharakter von Lehrveranstaltungen nur selten nachgedacht. Genau das unternahm Etzemüller und lud 2018 zu einem Workshop ein.

Der vorangestellte Beitrag stammt von Etzemüller selbst. Unter dem Titel „It’s the performance, stupid“ zeigt er, dass die wissenschaftliche Selbstbeobachtung unzulänglich bleibt, solange sie die performative Dimension der Forschung vernachlässigt. Dass dieses Interesse an Aufklärung nicht von allen geteilt wird, zeigt Etzemüller anhand eines Beitrags von Günter Burkart, der davor warnte, dass „Wissenschaft und Wahrheit [...] ganz profanisiert“ würden (zit. nach Etzemüller 2019, S. 11). Etzemüller kommentiert das wie folgt: „Dieses von Burkart angemahnte Schweigen scheint eine eminent wichtige Funktion in der Wissenschaft zu spielen. Es kann jedoch nur greifen, weil und wenn eine Profession, die das Sezieren zum Ethos erhoben hat, sich selbst nicht sezziert.“ (ebd.) Eben dies sei immer noch die Regel, so der Historiker. Selbst in den Beiträgen der Wissenschaftssoziologie finde man „Konflikte, Unterdrückungs- und Ausbeutungsverhältnisse, Hierarchien, faule Kompromisse, Intrigen, psychotische Verhaltensweise oder gar Diskriminierung“ (ebd., S. 13) kaum einmal erwähnt.

Erst wenn man gegen das Gebot der Dethematisierung des wissenschaftlichen Personals verstoße (vgl. Kohli 1981), lasse sich Forschung als eine Tätigkeitsform erfassen, die von Praktiken unterschiedlicher Art geprägt ist. Mitspielfähigkeit werde über Prozesse der Akkulturation erworben. Die Noviz:innen „inkorporieren eine feldspezifische Praktik“ durch die „tätig körperlich-kognitive Auseinandersetzung mit der sozialen Welt“ sowie durch „Imitation, Wiederholung, Aneignung und Varianz von Verhaltensmustern“. Sie eigneten sich also einen „Denkstil“ (Fleck) an und müssten gleichwohl eine eigene Handschrift erkennen lassen. Taktvoll gelte es Bestätigung und Wiederholung mit Formen der Anwendung und Abweichung zu kombinieren, die noch als akzeptabel gelten. „„Subjektivierung“ beschreibt demnach“ eine Abfolge von Situationen, in denen ein „Subjekt (Vf.) sich macht/gemacht wird und sich befreit/formatiert wird.“ (Ebd., S. 17)

Dabei handele es sich um eine Gratwanderung: Obwohl die Selbstbeschreibung der Wissenschaft von Pioniergeist und Neuerung geprägt ist, müssten die Kandidat:innen die „Ordnung des Diskurses“ (Foucault 1991) in Rechnung stellen – also die aktuellen Kräfteverhältnisse. Sie könnten nur dann auf Anerkennung hoffen, wenn sie sich im Rahmen dessen bewegen, was zu einer bestimmten Zeit als intelligibel gilt (vgl. Casale 2024; vgl. Wortmann in diesem Band). Und das bedeute, der Rede von Innovationen zu misstrauen und Konventionen zu

berücksichtigen: „Die Sozialisation als Wissenschaftler erzieht zur Konformität mit den Qualitätsstandards eines Faches sowie den Themen, die als relevant gelten, und der Art, wie sie methodisch bearbeitet werden.“ „Konformität“ beschere innerhalb der Wissenschaft „Aufmerksamkeit“, darauf könne „langsam wachsende Reputation gründen.“ (Etzemüller 2019, S. 28)

Drei Jahre später erschien eine Studie, die eine „Praxeologie der Geisteswissenschaften“ versprach. Die beiden Germanisten Steffen Martus und Carlos Spoerhase (2022) legten damit einen Abschlussbericht der besonderen Art vor. In 35 Beiträgen, von einer Einleitung und einem Nachwort gerahmt, suchten sie das „Gemisch von Praktiken“ zu erkunden, „das den Alltag des geisteswissenschaftlichen Arbeitens bestimmt“ (ebd.: S. 12). Dabei reichen die Tätigkeiten von „Theoretisieren“ und „Publizieren“ über „Koordinieren“ und „Transferieren“ bis hin zu „Problematisieren“ und „Konferieren“. Dieses Projekt hatte sich der „Selbstaufklärung der Geisteswissenschaften“ verschrieben und wählte ebenfalls eine „praxeologische Herangehensweise“ (ebd., S. 23). In Kenntnis der Arbeiten Etzemüllers stellten auch sie heraus, dass sich „akademische Arbeitszusammenhänge“ der „Performanz von gebündelten beziehungsweise miteinander verknüpften einzelnen Praktiken“ verdanken (ebd.).

Um nun dieses Geflecht von Praktiken untersuchen zu können, wählten sie mit Peter Szondi und Friedrich Sengle zwei denkbar unterschiedliche Vertreter der Germanistik – ersterer ein begnadeter Intellektueller und großer Stilist, letzterer ein virtuoser Netzwerker und erfahrener Strategie. Auch Martus und Spoerhase wandten sich ganz gezielt den Routinen zu, also der alltäglichen Arbeit, und berücksichtigten insbesondere deren „Materialität“ wie auch ihre „Körperlichkeit“; überdies schenkten sie der Dimension des „impliziten Wissens“ besondere Aufmerksamkeit (vgl. ebd.).

Was Alkemeyer und Etzemüller unter dem Terminus „Mitspielfähigkeit“ fassen, nennen Martus und Spoerhase „praktische Könnerschaft“ (ebd., S. 24). Wie diese ausgebildet werde, interessiere sie: „Die Könnerschaft, an einem Praxiszusammenhang kompetent partizipieren zu können, setzt nicht nur den Erwerb von explizitem Wissen, die Anwendung von formalisierten Regeln oder die Ausführung von ausdrücklichen Protokollen voraus, sondern auch die Enkulturation in eine Praxis durch Teilhabe – dabei geht es weniger um klar ausformulierbare, institutionell abgesicherte Normen als vielmehr um ‚stille‘ und ‚unsichtbare‘, nicht weiter explizierte Orientierung.“ (ebd.)

Im dritten Projekt wandten sich mit Ewald Frie und Boris Nieswand zwei Mitglieder des Sonderforschungsbereichs „Bedrohte Ordnungen“, der von 2011 bis 2023 an der Universität Tübingen eingerichtet war, auf jenen Arbeitskontext zurück, den sie selbst mitgeprägt haben. Frie ist Historiker und war dessen Sprecher, Nieswand ist Soziologe und beteiligte sich am Fortsetzungsantrag. Die Autoren gehören unterschiedlichen Generationen an und vertreten differente Forschungstraditionen: Konzentrierten sich Historiker:innen gerne auf

einen Einzelfall und suchten dessen Besonderheiten herauszuarbeiten, seien Soziolog:innen stärker an allgemeinen Strukturen interessiert und strebten nach Theoriebildung. Keiner der beiden ist ein distanzierter Beobachter. Ihr Buch „Keplerstraße 2“ (Frie/Nieswand 2024) gleicht daher einer Autoethnografie und verspricht „Innenansichten geisteswissenschaftlicher Forschung“.

Ihr Buch lässt zwei Motive erkennen: Frie und Nieswand wollen den Alltag eines Sonderforschungsbereichs schildern, einen „Blick in die Werkstätten“ gewähren und ebenfalls die Frage beantworten: „Was heißt und wie geht geisteswissenschaftliche Arbeit praktisch?“ (ebd., S. 23, 21). Dass sie dabei deren Organisationsform besondere Aufmerksamkeit schenken – im Fokus steht ein interdisziplinärer Verbund mit Dutzendenden von Wissenschaftler:innen –, lässt ihr zeitdiagnostisches Interesse erkennen. Den „Praxiszusammenhang des Sonderforschungsbereichs“ betrachten sie als „Schlüssel zu einer Veränderungsgeschichte der Forschung und Lehre an deutschen Universitäten in den letzten zwei Jahrzehnten“ (ebd., S. 22). Die Fallstudie soll daher auch einen Beitrag zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte leisten (vgl. Casale in diesem Band).

Frie und Nieswand gliedern ihr Buch in sieben Kapitel: „Erfahren“, „Planen“, „Präsentieren“, „Arbeiten“, „Bewerten“, „Vollenden“ und „Bilanzieren“ lauten die Überschriften. Obschon sie weder von „Mitspielfähigkeit“ noch von „Könnerschaft“ sprechen, interessieren auch sie sich für deren Ausbildung. In der Außendarstellung eines SFBs werde zwar gerne mit dem Erkenntniszuwachs argumentiert, aber die Forschungsarbeit im engeren Sinne werde in den Teilprojekten betrieben. Zugleich seien diese ein Ausbildungsbetrieb: Hier werden wissenschaftliche Qualifikationsarbeiten verfasst. Typisch für einen Sonderforschungsbereich sei also die Überkreuzung unterschiedlicher Perspektiven und Interessen; es gab, so Frie und Nieswand, nie „den einen“ SFB (vgl. ebd., S. 93).

Anschaulich schildern sie den SFB als eine Arena. Hier rängen nicht nur etablierte Geistes- und Sozialwissenschaftler:innen um die thematische Ausrichtung, auch die jüngeren Kolleg:innen suchten sich zu profilieren und eine Stimme auszubilden. Sie unternahmen es also, zu dem zu werden, was Martus und Spoerhase (2022, S. 44) ein „relevantes Gegenüber“ nennen. Dies könne durch eine diskussionswürdige These geschehen, die aufmerken lässt, oder etwa durch die Beteiligung an einer kontrovers geführten, internen Diskussion. Einen solchen Fall schildern Frie und Nieswand: Im Plenum des SFB kritisierte ein Promovend der Geschichtswissenschaften einen Promovenden der Politikwissenschaft und ließ ihn wissen, dass dessen Forschungsstil die reale Welt verfehle: „Für mich ist so etwas keine Wissenschaft.“ (Frie/Nieswand 2024, S. 99) Er sprach ihm also ab, „richtige“ Wissenschaft zu betreiben. In der Moderation dieses scharf geführten Angriffs, an der sich mehrere Professor:innen beteiligten, ließ sich die Feinmechanik des wissenschaftlichen Feldes beobachten: Es ging darum, den jüngeren Kollegen auf eine bestimmte Form des Taktes zu verpflichten und Kritik in der Sache nicht mit der Kritik an der Person zu verwechseln. Kritik verlange ein